

Fürsorge angeht. Doch die Epigenetik gibt dem eine genetisch fundierte Begründung. Durch bestimmte »chemische Kappen« würden Gene ausgeschaltet. Im Falle der Rattenbabies führte lieblose Behandlung zur Blockade von Rezeptoren ihres Gehirns, die die Ausschüttung von Stresshormonen regulierten. Während deren Ausschüttung bei ihren gehätschelten Artgenossen in erträglichen Grenzen gehalten wurde, wurden die ungeliebten Ratten durch deren Überschuss ängstlich und schreckhaft – und zu überforderten Müttern.

Das Positive an solchen Ergebnissen ist, dass manche böse Erfahrungen und Veranlagungen überwunden werden können, doch spitzt das die Frage nach dem Bösen und dem freien Willen weiter zu. Nimmt man an, dass der Hang zum Bösen therapierbar ist – lässt sich daraus eine Verpflichtung, ja ein Zwang zur Therapie ableiten? Muss sich auch ein noch nicht straffällig gewordener Mensch für die Gefahr verantworten, die von ihm ausgeht?

Und wenn das Konzept des Freien Willens fragwürdig wird, was wird dann

aus den Freiheitsrechten der potenziellen Bösewichter? Werden deren Veranlagungen auch ohne Verurteilung meldepflichtig? Hier gehen Bedenken und Wunschenken ineinander, denn hier geht es um die Vorhersehbarkeit von Unglücken und um die Frage, was man zu deren Abwehr in Kauf zu nehmen bereit ist. Von solcher Prognostik aber sind wir noch weit entfernt, wie die mit jahrelanger Verspätung bekannt gewordene rechtsradikale Mordserie in Deutschland gezeigt hat. Während man noch meinte, böse Gedanken zu bekämpfen, waren die Taten dazu längst verübt worden.

Jörg Blech: *Gene sind kein Schicksal*, S. Fischer, Frankfurt/M. 2010, 288 S., € 18,95. – Terry Eagleton: *Das Böse*. Ullstein, Berlin 2011, 208 S., € 18,00 – David Simon: *Homicide. Ein Jahr auf mörderischen Straßen*. Kunstmann, München 2011, 829 S., € 24,90. – Robert I. Simon: *Die dunkle Seite der Seele. Psychologie des Bösen*. Verlag Hans Huber, Bern 2011, 327 S., € 24,95. – Eugen Sorg: *Die Lust am Bösen*. Nagel & Kimche, München 2011, 157 S., € 14,90. ■

Hans-Martin Lohmann

Ein Glücksfall

Zu den kritischen Schriften von Walther Boehlich

Hans-Martin Lohmann

(* 1944) ist freier Publizist in Frankfurt am Main. Er arbeitet regelmäßig für *Die Zeit* und den *Deutschlandfunk*.

k.stroczan@freenet.de



Publizist ohne Werk, sofern man darunter die Buchform versteht«. Diesem Mangel ist jetzt, fünf Jahre nach Boehlichs Tod, abgeholfen worden. Die *Ausgewählten Schriften*, verantwortet von Helmut Peitsch und Helen Thein-Peitsch, versehen mit einem enthusiastischen Vorwort von Klaus Reichert, zeigen uns einen Kritiker, Essayisten, Übersetzer, Herausgeber und Lektor, der wie kaum ein anderer Intellektueller die geistige Landschaft der frühen Bundesrepublik geprägt hat. Der Schüler und Assistent des großen Romanisten Ernst Robert

Walther Boehlich hat keine Bücher geschrieben. Er war, wie Joachim Güntner in der *Neuen Zürcher Zeitung* anmerkte, zwar »ein produktiver Autor, aber ein

Curtius, geboren 1921 in Breslau, gestorben 2006 in Hamburg, vermochte eine Belesenheit, Bildung, Vielsprachigkeit und literarische Weltkenntnis in die Waagschale zu werfen, vor deren Umfang und Reichweite wir Jüngeren nur verstummen können.

Von der Universität wechselte er ins Verlagswesen, zum Suhrkamp Verlag, für den ihn dessen legendärer Gründer und Namensgeber Peter Suhrkamp gewann. Nach der Trennung vom Verlag, dem profunden Meinungsverschiedenheiten und politische Konflikte mit Suhrkamps Nachfolger Siegfried Unseld vorausgingen, im Jahr 1968, verlegte sich Boehlich ganz aufs freie Schreiben und Übersetzen. Er publizierte in großen deutschen Blättern wie *Zeit*, *Spiegel* und *Frankfurter Allgemeine*, aber auch im *Kursbuch* und in der Satirezeitschrift *Titanic*, dazu regelmäßig im Rundfunk. Seine Verdienste etwa um die dänische Literatur (Herman Bang) wie auch die spanische (Ramón José Sender, Víctor Jara), um Autoren wie Tania Blixen, Hjalmar Söderberg, Marguerite Duras und Virginia Woolf, die er einer deutschen Leserschaft in glanzvollen Übersetzungen nahebrachte, können gar nicht genug gerühmt werden.

Nicht unerwähnt bleiben soll Boehlichs schöne Edition von Jugendbriefen Sigmund Freuds an Eduard Silberstein, die einen bis dahin völlig unbekanntem Freud zeigten, der seine juvenilen Ergüsse zum Teil in einem kuriosen »ungelenken« Spanisch verfasste, dem erst Boehlichs deutsche Übersetzung überhaupt zur Verständlichkeit verhalf.

Kritik als moralische Veranstaltung

Aber zuerst und vor allem war Boehlich Kritiker. Und was für einer. Von diesem Geschäft verstand er mehr und über dieses Geschäft dachte er gründlicher nach als die meisten, die sich darin versuchen. Was

Boehlich unter Kritik verstand, war eine gleichsam moralische Veranstaltung – und das ist wörtlich zu nehmen. »Kritik«, heißt es in einem kleinen Text von 1956, »ist eine moralische Aufgabe, und sie kann nie ihren Zweck erfüllen, wenn sie durch Interessen und Rücksichten irgendwelcher Art gehemmt wird«. Völlige geistige Unabhängigkeit, die Freiheit von wie immer begründeten Vorgaben sei das erste Postulat, dem der Kritiker zu gehorchen habe. Das aber hieß für Boehlich keineswegs, der Kritiker habe neutral zu sein oder über den Parteien zu schweben – Kritik darf, ja sie muss Stellung beziehen und ein Urteil fällen.

Vor einem solchen Urteil, auch das verlangt das moralische Amt des Kritikers, stehen freilich die Anstrengung und die Bereitschaft, sich auf die zu verhandelnde Sache einzulassen und intellektuell mit ihr auf Augenhöhe zu sein. Die Ansprüche an sich selbst müssen Boehlich zufolge »die strengsten« sein, und urteilen dürfe nur, wer die Exerzitien der geduldigen Wissensaneignung durchlaufen habe. Nichts war ihm mehr zuwider als jener Kritikertypus, der die Dinge, über die er zu urteilen hat, nur oberflächlich oder teilweise kennt.

Zu den lesenswertesten Passagen des Buches zählen denn auch die Texte, in welchen sich Boehlich mit den Vertretern der eigenen Zunft beschäftigt, etwa den seinerzeitigen Großkritikern und Literaturpäpsten Friedrich Sieburg, Marcel Reich-Ranicki und Fritz J. Raddatz. In Sieburg, einem einflussreichen Literaturkritiker der 50er und frühen 60er Jahre, der, wie so viele, seine aktive Mitmacherei im »Dritten Reich« mit Erfolg zu bagatellisieren wusste, erkannte er einen Amtswalter, der in idealer Manier dem herrschenden Zeitgeist entsprach: »Sein Einfluss«, notierte er im Rückblick, »verdankte sich nicht einer faktischen kritischen Begabung, sondern dem Einklang seiner Vorurteile mit den Vorurteilen der Adenauerschen Restaura-

tionsepoche einerseits und andererseits seiner Position innerhalb der bürgerlichen Frankfurter Allgemeinen, die das publizistische Organ eben dieser Restauration war.« Sieburg war für Boehlich der Phänotyp der Stunde, auch in seiner rankünevollen Abneigung gegen die Autoren der »Gruppe 47« und seinem verharmlosend-»unpolitischen« Verständnis von Literatur, von der er vor allem Befriedigung und Genuss verlangte.

Ganz anders der Fall Reich-Ranicki. Ihn verteidigte Boehlich in einem fulminanten Beitrag gegen »falsche« und »richtige« Antisemiten (»Wessen Geschäfte erledigen wir denn, wenn wir nicht einmal die Tatsache unseres gestörten Verhältnisses zu den Juden erwähnt wissen wollen?«), um ihm zugleich zu attestieren, er sei ein Kritiker, »für den ästhetische Theorie, Theorie überhaupt ein Fremdwort ist, der sich nur zu gern in die Biographie rettet, den außer großem Lesefleiß und einem guten Gedächtnis besonders eine Fähigkeit auszeichnet: die des Zensors...«. Gewiss, Boehlichs Urteile waren streng, zuweilen überschärft, aber sie trafen den Kern der Sache.

Ein verlässlicher Seismograf

Mit äußerster Empfindlichkeit wie ein verlässlicher Seismograf, reagierte der deutsche Jude Boehlich auf alle deutschümelnenden, nationalen, gar nationalistischen Töne. Seine Einlassungen etwa gegen Martin Walsers Friedenspreisrede von 1998, worin der Schriftsteller seine persönliche Gekränktheit über die angebliche Instrumentalisierung deutscher Schande öffentlich und unter Beifall zu Protokoll gegeben hatte, lesen sich noch heute so frisch und unverbraucht wie am ersten Tag – ein Stück klassischer Aufklärungsprosa.

Boehlichs politischer und literarischer Kosmopolitismus kam nicht von ungefähr, sie wurzelte in der Fremdheitserfahrung

des Juden, dann auch in der zeitigen Begegnung mit einem Lehrer, der ihn aus der geistigen Beengtheit und Beschränktheit der »Nationalliteratur« (wie es früher hieß) in die offenen Gefilde der »Weltliteratur« (ein von Goethe gebildeter Begriff) führte. Ernst Robert Curtius' *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter* (1948) muss für Boehlich eine Schlüssellektüre gewesen sein, zu der er sich auch noch Jahre später leidenschaftlich bekannte.

Die programmatische Abkehr von den Nationalliteraturen und die Hinwendung zu einem Verständnis von Literatur, das diese als ein Geflecht wechselseitiger Abhängigkeiten, Anregungen und Beeinflussungen erweist – kein Goethe ohne Dante, Shakespeare und Cervantes –, blieben für Boehlich zeitlebens verbindlich. Am Schicksal der deutschen Germanistik zwischen 1933 und 1945, das ja kein Schicksal, sondern vielfach eine selbst gewählte Option ihrer Protagonisten war, konnte Boehlich ohne Mühe zeigen, in welche Abgründe eine Nationalisierung der Literatur am Ende führt.

Wer in dem dicken Band liest und stöbert, wird immer wieder erstaunt sein über den weiten Horizont, der einem wie Boehlich offenstand. Kaum ein Thema, das den geistigen und politischen Zustand der Republik betraf, war ihm zu fremd und zu entlegen. Und er war frei genug, wie Klaus Reichert im Vorwort anmerkt, sich mit den Linken ebenso anzulegen wie mit den Rechten – obwohl, wie man mit Gründen vermuten darf, sein Herz entschieden links schlug. Walter Boehlich war, als Gelehrter, Schriftsteller und Kritiker, ein Glücksfall für dieses Land. Einen wie ihn wird es nicht mehr geben.

Walter Boehlich: Die Antwort ist das Unglück der Frage. Ausgewählte Schriften (Hg. von Helmut Peitsch und Helen Thein-Peitsch. Mit einem Vorwort von Klaus Reichert). S. Fischer, Frankfurt a. M. 2011, 704 S., € 26,00. ■